

VERANSTALTUNGSREIHE

Benedict Wells' Roman „Vom Ende der Einsamkeit“ steht im Mittelpunkt von „Regensburg liest ein Buch“.

Ein berührendes Buch über das Erwachsenwerden

ROMAN „Vom Ende der Einsamkeit“ handelt von existenziellen Themen. Der Autor erzählt seine Geschichte mit viel Zuneigung für seine Figuren.

VON KATHARINA KELLNER

Kein Wunder, dass dieser Roman den Leser sofort für sich einnimmt – bei diesem ersten Satz: „Ich kenne den Tod schon lange, doch jetzt kennt der Tod auch mich.“ Mit seinem Einstieg setzt Autor Benedict Wells Thema und Ton in „Vom Ende der Einsamkeit“: Jules, der Ich-Erzähler, erwacht zu Beginn in einem Krankenhauszimmer aus dem Koma. Mit dröhnendem Kopf erinnert er sich: An eine Motorradfahrt, eine Kurve, an den Baum, auf den er zufliegt. Nur knapp hat er überlebt.

Alles, was sein bisheriges Leben ausmacht, ist weit weg. Und doch gibt es Trost: In der Schule trifft Jules Alva. Er spürt, dass auch sie nicht über einen Verlust hinwegkommt. Die Geschichte, wie Jules und Alva sich finden, verlieren und über die Jahre wieder annähern, ist der Kern des Romans. Berührend schildert der Autor Jules' Erwachsenwerden zwischen Einsamkeit und verpassten Chancen. Erst als er Alva nach Verletzungen und langer Zeit wiederfindet, kann er für einen Moment das Glück festhalten.

Wells' Themen sind Verlust, Veränderung und Einsamkeit. Sein Buch ist traurig, doch sein leiser, unaufgeregter Ton beglückt den Leser. Und wer will nicht wissen, wie es mit Jules und Alva weitergeht? Als das Buch 2016 erschien, fragten sich viele Kritiker, wie ein so junger Autor derart klug über diese großen Themen schreiben kann. Sieben Jahre hat Wells an diesem Roman gearbeitet – begonnen hatte er ihn mit 24 Jahren.

Einsamkeit hat er selbst gespürt
In einem Interview mit der „New York Times“ zum Erscheinen der englischen Übersetzung des Romans sagte Benedict Wells: „Als ich im Internat war und diese bestimmte Einsamkeit spürte, obwohl ich von anderen Menschen umgeben war, dachte ich immer, dass ich eines Tages für all das eine Sprache finden würde. Das ist definitiv einer der Gründe, warum ich heute schreibe.“ Tatsächlich liest der Roman sich so, als kenne der Autor die Gefühlslagen seiner Figuren aus eigenem Erleben.

Diese Empathie ist auch in anderen Büchern von Wells zu finden – wie in „Becks letzter Sommer“. Mit diesem Roman schaffte er seinen Durchbruch: Er wurde mit 24 Jahren der jüngste Autor des renommierten Diogenes-Verlages. Beeindruckend, wie stimmig der damals so junge Wells die Midlife-Crisis seines Heländ umgezogen sind, legt er sich einen Tic zu: Nach einem nur ihm bekannten mathematischen System muss er zwanghaft Türklinken nach unten drücken. Im Buch heißt es einmal: „Eine schwierige Kindheit ist wie ein unsichtbarer Feind, man weiß nie, wann er zuschlagen wird.“

Leise und unaufgeregt
Es ist eindrucksvoll, wie Wells es schafft, den Leser für seine Figuren einzunehmen – wohl, weil er ihnen mit soviel Ernsthaftigkeit und Zuneigung begegnet. Knapp und doch herzerreißend schildert er die Verlorenheit des Waisenkindes Jules, als dieser eines späten Abends kurz nach dem Tod der Eltern im Internat ankommt. Er wird von seinen Geschwistern getrennt und findet sich in einem gesichtslosen Zimmer mit schlafenden, unbekanntem Mitschülern.

AKTUELL IM NETZ



Buchhändler Ulrich Dombrowsky (Foto: kk) ist Initiator von „Regensburg liest ein Buch“. Weitere Informationen zu dieser Reihe finden Sie bei uns im Internet. www.mittelbayerische.de/regensburg



Benedict Wells hat mit seinem 2016 erschienenen „Vom Ende der Einsamkeit“ ein berührendes Buch über Verlust und Einsamkeit geschrieben.

FOTO: SVEN HOPPE/DPA

Das Glück, plötzlich zerbrochen

ROMAN In „Vom Ende der Einsamkeit“ geht es um das Leben der Geschwister Moreau nach einer Katastrophe. In einer Schlüsselszene lässt Autor Benedict Wells seine Leser die kommende Tragödie vorausahnen. Die Mittelbayerische veröffentlicht diesen Auszug aus dem Bestseller.

VON BENEDICT WELLS

Uhr nur ich blieb stehen. Angst war mir damals fremd, erst vor wenigen Monaten hatte ich mich als Einziger aus meiner Klasse getraut, einen steilen Abhang mit dem Fahrrad hinunterzufahren. Nach einigen Metern hatte ich die Kontrolle verloren, mich überschlagen und mir den Arm gebrochen. Doch kaum war ich den Gips los und der Bruch verheilte, suchte ich schon nach dem nächsten gefährlichen Abenteuer. Ich starrte noch immer auf den Baumstamm vor mir, und ohne groß darüber nachzudenken, setzte ich einen Schritt vor den anderen. „Du bist verrückt“, rief Marty, doch ich hörte nicht hin.

Einmal rutschte ich fast aus, beim Blick auf den steinigen Fluss unter mir wurde mir schwindlig, doch da hatte ich bereits die Hälfte erreicht. Mein Herz schlug schneller, ich rannte die letzten zwei Meter und kam glücklich auf der anderen Seite an. Vor Erleichterung riss ich die Arme hoch. Bis zur Brücke ging meine Familie links den Fluss entlang, ich allein rechts, ab und zu sah ich zu ihnen und grinste. So stolz war ich noch nie zuvor gewesen.

Der Fluss führte aus dem Wald hinaus. Er wurde breiter, die Strömung schneller, der Regen der vergangenen Tage hatte den Pegel ansteigen lassen. Das Ufer war schlammig und aufgeweicht, ein Schild warnte Spaziergänger davor, zu nahe zu treten. „Wer da reinfällt, ertrinkt.“ Marty blickte auf das tosende Wasser. „Hoffentlich plumpst du rein, dann sind wir dich endlich los“, sagte Liz. Er trat nach ihr, doch sie wich geschickt aus und hakte sich bei unserer Mutter auf eine so selbstverständliche und lässige Weise unter, wie nur sie es konnte.

(...)

Auf einer Wiese am Flussufer rasteten wir. Unser Vater stopfte seine Pfeife, wir aßen die mitgebrachten Schinkenbaguettes. Später spielte Mutter auf der Gitarre ein paar Chansons von Gilbert Bécaud. Als sie und Vater dazu sangen, verdrehte Marty die Augen. „Bitte hört auf. Das ist so peinlich.“ „Aber es ist doch niemand hier“, sagte unsere Mutter. „Doch, die da!“ Mein Bruder deutete auf das gegenüberliegende Flussufer, wo sich gerade eine andere Familie niedergelassen hatte. Die Kinder waren in unserem Alter, sie hatten einen jungen Mischlingshund dabei, der zwischen ihnen herumbobte. Es wurde Mittag, die Sonne stand hoch am Himmel.

Der Fluss führte aus dem Wald hinaus. Er wurde breiter, die Strömung schneller, der Regen der vergangenen Tage hatte den Pegel ansteigen lassen. Das Ufer war schlammig und aufgeweicht, ein Schild warnte Spaziergänger davor, zu nahe zu treten. „Wer da reinfällt, ertrinkt.“ Marty blickte auf das tosende Wasser. „Hoffentlich plumpst du rein, dann sind wir dich endlich los“, sagte Liz. Er trat nach ihr, doch sie wich geschickt aus und hakte sich bei unserer Mutter auf eine so selbstverständliche und lässige Weise unter, wie nur sie es konnte.

(...)

Auf einer Wiese am Flussufer rasteten wir. Unser Vater stopfte seine Pfeife, wir aßen die mitgebrachten Schinkenbaguettes. Später spielte Mutter auf der Gitarre ein paar Chansons von Gilbert Bécaud. Als sie und Vater dazu sangen, verdrehte Marty die Augen. „Bitte hört auf. Das ist so peinlich.“ „Aber es ist doch niemand hier“, sagte unsere Mutter. „Doch, die da!“ Mein Bruder deutete auf das gegenüberliegende Flussufer, wo sich gerade eine andere Familie niedergelassen hatte. Die Kinder waren in unserem Alter, sie hatten einen jungen Mischlingshund dabei, der zwischen ihnen herumbobte. Es wurde Mittag, die Sonne stand hoch am Himmel.

DER AUTOR, EIN GEWINNSPIEL UND EIN GEFLÜGELTES WORT AUS DEM ROMAN

Leben: Benedict Wells wurde 1984 in München geboren. Er hat seine Schulzeit an Internaten verbracht. 2003 ging er nach Berlin. Er entschied sich gegen ein Studium und begann als Autodidakt zu schreiben. Er jobbte nebenher, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. 2008 erschien sein Debüt „Becks letzter Sommer“. Der Roman wurde mit dem bayerischen Kunstförderpreis ausgezeichnet und 2015 verfilmt.

Termin: Ein Werkstattgespräch mit Benedict Wells führen Angelika Sauerer (MZ) und Dr. Carsten Lenk (Evangel. Bildungswerk) morgen um 19 Uhr, im Akademie-theater, Kreuzgasse 5.



Zitat: „Stark im Ei“ ist ein geflügeltes Wort der Moreau-Geschwister, das nun Motto für „Regensburg liest ein Buch“ ist. Der Ausdruck geht auf einen Fernsehabend zurück, bei dem die Geschwister erfahren, dass der ägyptische Pharao Ramses II. glaubte, er sei bereits im Mutterleib „stark im Ei“ gewesen, mächtig also. Die drei nehmen das Sprachbild auf, wenn es darum geht, sich in harten Zeiten durchzuboxen.

Geschwister blieben auf der Wiese zurück. Die Landschaft war von der Sonne gesättigt. Marty und Liz spielten Karten, ich zupfte auf der Gitarre herum und beobachtete die Familie auf der anderen Flussseite. Immer wieder hörte ich ihr Gelächter, durchdrungen von Hundegelleb. Ein Junge warf ab und zu einen Stock, den der Mischling sofort holte, bis es dem Jungen offenbar zu langweilig wurde und er den Stock unter einer Decke versteckte. Der Hund jedoch wollte weiterspielen, er rannte immer wieder zu den einzelnen Familienmitgliedern und schließlich etwas weiter flussabwärts. Ein größerer Ast hatte sich in einem Gestrüpp am Ufer verfangen. Der Hund versuchte, ihn mit dem Maul wegzuzerren, doch es gelang ihm nicht. Die Strömung des Flusses war an dieser Stelle reißend und stark. Ich beobachtete die Szene als Einziger und spürte, wie sich mir die Nackenhaare aufstellten. Der junge Hund zerrte am Ast und kam in seinem Übermut dem rauschenden Wasser immer näher. Ich wollte gerade die

Familie von gegenüber darauf aufmerksam machen, da hörte ich ein Jaulen. Ein Stück des Ufers war einfach weggebrochen und der Hund ins Wasser gefallen. Nur mit seinen Vorderpfoten und den Zähnen krallte er sich weiter am Ast fest. Er winselte und versuchte, sich wieder aus bröckelnde Ufer zurückzukämpfen, doch die Strömung war zu stark. Sein Winseln wurde lauter.

Dann verschwand er im Fluss
„O mein Gott“, sagte Liz. „Er schafft es nicht“, sagte Marty. Er klang so bestimmt, als wäre er der Richter über diese Szene. Die Familie auf der anderen Seite rannte zum Hund. Sie hatte ihn gerade erreicht, da löste sich der Ast vom Gestrüpp und wurde mitsamt dem Mischling fortgespült. Eine Welle hielt er sich noch über Wasser, dann verschwand er im Fluss. Während die Kinder von gegenüber schrien und weinten, wandte ich mich ab und sah in die Gesichter meiner Geschwister. Ihre Blicke habe ich nie mehr vergessen.

Abends im Bett hörte ich noch immer das Jaulen des Hundes. Liz war den ganzen Tag bedrückt gewesen, Marty sagte kaum etwas. Am seltsamsten war jedoch, dass unsere Eltern nicht da gewesen waren, als es geschah. Natürlich hatten sie nach ihrer Rückkehr versucht, sich wieder zu trösten, aber es änderte nichts daran, dass meine Geschwister und ich etwas erlebt hatten, was nur uns allein erschütterte. Damals wälzte ich mich die halbe Nacht im Bett. Wie das unbeschwertere Glück der Familie von der anderen Uferseite binnen Sekunden zerstört worden war, ließ mich nicht los. Mir fiel wieder mein Onkel Eric ein und wie man uns einmal gesagt hatte, er sei „umgekommen“. Bis jetzt war mein Leben behütet verlaufen, aber offenbar gab es unsichtbare Kräfte und Strömungen, die alles schlagartig verändern konnten. Denn es schien Familien zu geben, die vom Schicksal verschont blieben, und andere, die das Unglück auf sich zogen, und in dieser Nacht fragte ich mich, ob meine Familie auch so eine war.

Ein Roman, der Stadtgespräch werden soll

LESEN Vier Wochen lang bietet „Regensburg liest ein Buch“ ein vielfältiges Programm. Zum Auftakt kam gestern der gefeierte Autor Benedict Wells.

VON KATHARINA KELLNER

Schriftsteller sind halt auch nur Menschen: Gleich zu Beginn des Gesprächs beim Auftakt von „Regensburg liest ein Buch“ gestern Abend schwärmte Benedict Wells von seinem Regensburger Hotelzimmer – es ist ein Hotel, das in keinem Reiseführer fehlt. Wells sagt: „Ich danke den Leuten, die mich dahin gebracht haben“. Er habe gleich Fotos von dem Zimmer gemacht: „Wenn ich das meinem 21-jährigen Ich so zeigen könnte, wäre das toll.“ Gut gelaunt, zugewandt und eloquent zeigte sich der 36-jährige Autor aus Berlin in Regensburg. Er sprach im Verlagsgebäude der Mittelbayerischen mit Armin Kratzert, Kulturjournalist beim Bayerischen Rundfunk, über das Buch und seinen Werdegang.

Wells' Karriere ist ein Phänomen: Schon mit 19 Jahren hatte er zu schreiben begonnen, mit 24 Jahren veröffentlichte er sein Debüt beim Diogenes-Verlag. Den Mut, den ihm Kratzert attestiert, kann er bei sich selbst nicht entdecken: „Meine Eltern haben mich finanziell nicht unterstützen können. Das klingt wie ein Nachteil, ist aber eher ein fantastischer Vorteil. So war ich vollkommen frei.“ Mütig wäre in seinen Augen gewesen, eine Bücherausstellung, eine literarische Wanderung oder Gesprächsrunden mit Psychologen und Therapeuten zu den Themen Einsamkeit und Trauer.

Organisatorin Carola Kupfer lobte die Beiträge zu dem von „Regensburg liest“ ausgelobten Schulpreis für Schüler weiterführender Schulen. Diese seien beeindruckend kreativ gewesen: „Für uns waren die vielen Einsendungen ein Indikator, dass wir mit unserem Buch einen Nerv getroffen haben“, sagte Kupfer.

Zuvor hatte sie ein Grußwort des Kulturreferenten Wolfgang Dersch verlesen: „Regensburg kann sich glücklich schätzen, dass es so einen Zirkel an energiegeladenen Literaturenthusiasten hat, die mit viel Liebe und Herzblut über 30 Veranstaltungen auf die Beine gestellt und dabei auch die gängigen Formate verlassen haben und Speed-Dating, Tanztee oder auch eine literarische Apotheke anbieten“, lobte Dersch das neunköpfige Initiatorinnen-Team. Er habe Wells' Roman begeistert gelesen, schrieb Dersch.

Ein deutsches Wort mit Eleganz
Einsamkeit habe er selbst kennengelernt. Aber eben nicht, als er nach den ersten schriftstellerischen Erfolgen fortging, um in Barcelona zu leben. Eher fühlte er sich als Jungautor einsam, dem bei Lesungen erst unglaublich viele Menschen zuhörten und der später alleine in einem Hotelzimmer saß.

„Wir müssen über den Buchtitel reden“, meinte Kratzert. Jules, die Hauptfigur im Buch, sei ja nie „am Ende der Einsamkeit“. Wells wandte ein: „Das Buch heiße nicht ‚Das Ende der Einsamkeit‘, sondern ‚Vom Ende der Einsamkeit‘, das sei ein wichtiger Unterschied. Hier sei ausnahmsweise das deutsche Wort „vom“ seiner englischen Übersetzung an

Eleganz überlegen. Es drücke aus, was im Roman am Ende passiere. Wells: „Die Welt ist unveränderlich. Aber man kann den Zugang dazu verändern, und das ist es, was Jules tut.“ Er habe mit der Einsamkeit umzugehen gelernt, man wähle diese auch ein Stück weit selber.

Ob man durch Schmerz gehen müsse, um das Leben zu verstehen, fragte Kratzert. Wells antwortete mit einem Zitat von Winston Churchill: „If you're going through hell, keep going“. Niemand bleibe es erspart, ohne Schmerz zu leben.

Literatur, Gesang und Gitarre
Ein bisschen war der Auftaktabend ein Literaturkonzert. Wells liebt Musik. Bevor er ein Buch beginnt, stellt er eine Playlist zusammen – quasi den Soundtrack zum Roman. Da ist es folgerichtig, dass er bei seinen Auftritten einen Musiker an seiner Seite hat: Singer-Songwriter Jacob Brass aus München. Dessen eingängige, melancholische Einlagen mit Gitarre und Gesang passten perfekt zur Stimmung in Wells' Buch.



Armin Kratzert, Benedict Wells und Musiker Jacob Brass. FOTO: TINO LEX